

Am 17. und 18. Februar 2003 fand in Berlin eine **Arbeitstagung des Projekts „Schriftbildlichkeit“** statt. Dieses innerhalb der interdisziplinären Forschergruppe „Bild, Schrift, Zahl“ angesiedelte Projekt hat sich die Entwicklung eines lautsprachenneutralen Schriftkonzepts zum Ziel gesetzt.

Dazu gilt es zunächst, wie Sybille Krämer (Berlin) zur Einführung erläuterte, das „phonographische Dogma“ zu dekonstruieren, demzufolge Schrift als aufgeschriebene Sprache verstanden wird, als ein sekundäres System, das auf das Primärsystem der Lautsprache referiert. Diese Auffassung, die der Schrift nur die Sichtbarmachung und Fixierung der mündlichen Sprache als Funktionen zugesteht, ist zu widerlegen und durch ein angemesseneres Konzept der Schrift zu ersetzen. Dabei stellt sich die scheinbar längst gelöste Frage wieder neu, ob Schrift nun Sprache oder Bild sei.

Die Bildlichkeit von Texten (Schriftbildlichkeit) besteht darin, dass ein Text nicht von seiner visuellen Dimension abgelöst ist. Die angebliche Linearität schriftlicher Texte ist eine Illusion; mathematische Matrizen, chemische Formeln oder auch Gedichte sind Beispiele für Schriftstrukturen, deren explizite Nutzung der Zweidimensionalität auf die Nähe zur bildlichen Darstellung verweist. Besonders in der Mathematik wurde durch die Erfindung schriftlicher Rechenkalküle schon vor Jahrhunderten eine operative Schrift geboren. Aber nicht nur hier zeigt sich die Schrift als Kulturtechnik, sondern auch in der ‚Kartographierung‘ der Sprache durch die Alphabetschrift, die über ihre Buchstabenordnung jedem Wort eine exakte Position zuweist und damit Wörterbücher, Lexika oder Namenslisten erst möglich macht.

Christian Stetter (Aachen) erläuterte anschließend die historische Wandlung des Schriftverständnisses: Seit Aristoteles wurden für Lautsprache und Schrift Gegensatzpaare wie ‚flüchtig – dauernd‘, ‚beweglich – fest‘, ‚einmalig – kopierbar‘ als charakteristisch angesehen, wodurch einerseits eine Dichotomie konstruiert, andererseits der Sprache als dem vorhergehenden und authentischen Bereich eine systembedingte Primärstellung vor der Schrift, ihrem Abbild, eingeräumt wurde. Die Wertschätzung der Rhetorik und ihrer Hilfsdisziplin, der Mnemotechnik, verweisen auf diese Primärstellung. Dagegen verschob sich der Fokus im letzten Jahrhundert auf Schrift und Sprache als unterschiedliche, allerdings zusammenhängende und einander beeinflussende Medien mit spezifischen Verwendungsgesetzen. Die Relation zwischen Schrift und Sprache wurde problematisiert; Schrift ist mehr als bloße Fixierung der Sprache; die Vorstellung von der Alphabetschrift als

digitalisierter (d.h. durchgängig differenzierter) Darstellung der Lautsprache greift zu kurz. Wir schreiben eben nicht Laute, sondern Wörter mit Buchstaben; unsere Schriftsprache ist aus dem mündlichen Sprachgebrauch nicht verlustfrei ableitbar.

Martin Stingelin (Basel) verdeutlichte anhand der späten Midas-Manuskripte Dürrenmatts, dass Schreiben keine bloße Fixierung von etwas bereits Vorhandenem darstellt, wie es aus dem phonographischen Dogma abzuleiten wäre. Dürrenmatts Werk ist nicht als endgültiger Text vorhanden, sondern als Korpus von Fassungen; es ist ein „work in progress“. Der Autor thematisiert in den späteren Fassungen den Entstehungsprozess selbst (hier wird schon einmal eine Figur in die 11. Fassung zurückgeschickt). Das ungewöhnliche Werk zeigt damit exemplarisch, dass man das Schreiben als Arbeitsweise nicht von seinem Ergebnis ablösen kann.

Rainer Kuhlen (Konstanz) sprach über Hypertexte, wobei sich herausstellte, dass die Unterschiede zu anderen Texten, trotz der Besonderheiten in der Darstellung, geringer als häufig angenommen sind. In ihrer Baumstruktur verdeutlichen sie mit den anklickbaren Verweisen auf sich selbst und auf andere Texte nur die Intertextualität und Nichtlinearität, die eigentlich allen Texten zu eigen sind, aber angesichts des fortlaufenden Schriftbildes häufig übersehen werden.

In weiteren Vorträgen wurden die Sprache der Mathematik, die „Schrift als Maschine“ (bei Jaques Derrida) oder die Funktion des „Anschreibens“ im Labor, das zu unvorhergesehenen wissenschaftlichen Erkenntnissen führen kann, unter die Lupe genommen. Gabriele Gramelsberger (Berlin) versuchte schließlich, die Visualisierung von Objekten in der Computersimulation als Sprachgebrauch zu definieren, wobei scheinbare Bilder tatsächlich als Zeichen benutzt werden. So werden beispielsweise bei der vermeintlichen Sichtbarmachung eines Makromoleküls Darstellungstechniken angewandt, um das Gebilde anschaulich zu machen und wie einen festen Gegenstand mit scharfer räumlicher Umgrenzung erscheinen zu lassen. Dabei ist die Frage, was an diesen Zeichen tatsächlich eine Referenz besitzt (also sich auf das Darzustellende bezieht) und wo zu darstellungstechnischen Zwecken willkürliche Hinzufügungen vorgenommen werden, aus dem präsentierten Wissen nicht zu beantworten.

Auf der Tagung stand weniger die Schrift als Mittel der Archivierung und Traditionsbildung im Vordergrund. So unterschiedlich die Ansätze waren, als Schnittmenge ließ sich der Blickwinkel auf die operative Dimension des Schriftlichen feststellen. Ob in der

Literatur oder in der Forschung: Schrift ist nicht das passive Speicherinstrument, als das man sie jahrhundertlang verstand; sie bedingt als ein eigenständiges Medium die in ihr geschaffenen Werke und die mit ihrer Hilfe gewonnenen Erkenntnisse. Als Gesamteindruck der Tagung, deren Charakter des Aufbruchs sich in der Bezeichnung als „Arbeitstagung“ spiegelte, blieb die Weite des wenig erschlossenen Gebietes, in das sich aber an vielen Stellen spannende Perspektiven eröffneten. Sybille Krämer und Hans-Jörg Rheinberger möchten eine internationale Tagung zum selben Themenkomplex folgen lassen.

Martin Siefkes, Technische Universität Berlin